

Bambusstil

Meditation im Dschungel: Als Gast im Waldkloster Wat Tam Wua in Thailand. Seite 2

Belle Époque

Kein Lift, kein Spa, kein Pool. Das Hotel Roches Rouges trotz dem Diktat moderner Zeiten. Seite 3

Barock

Ein Schloss als trotzig Selbstvergewisserung herrschaftlicher Größe: Ludwigslust. Seite 5



Shabby Chic

Leben in einer Filmkulisse: Naomi Schenck hat in New York eine Wohnung angeschaut. Seite 6

Gundelgrün ist der Bodensee, seine eigene Farbe, ein gläsernes, helles Türkis. Gundelgrün wallt er an die Ufer, strömt eilig durchs Städtchen Stein, wo er zum Rhein wird; springt sauber und klar aus dem Trinkbrunnlein an der Konstanzer Promenade. Gundelgrün – ein lindes Wort wie aus dem Märchen – breitet sich das Land um den See mit Rebhängen, Obstwiesen und Gärten.

Seit der Mönch Walafrid Strabo um das Jahr 840 im Kloster Reichenau in eleganten Hexametern über den Gartenbau schrieb, ist man hier hortikulturbewusst, zumal man sich des passenden milden Klimas erfreut. Schöne Gärten – vom mittelalterlichen Hortus conclusus bis zum barocken Parterre, vom englischen Landschaftspark bis zur Blumeninsel Mainau – liegen wie Tupfen im und am See und haben sich zu dem grenzüberschreitenden Netzwerk „Reise durch die Zeit“ verbunden. Vom deutschen Ufer sieht man jenseits des Sees die Schneegipfel der Schweizer Alpen, deren Gletscherwasser die schöne Wasserfarbe anrührt.

Gundelgrün, sagt Eva Eberwein, haben die Bodenseefischer früher ihre Boote gestrichen und der Dichter Hermann Hesse die Holzschindeln seines Hauses. Ein Besuch in Gaienhofen bei Frau Eberwein – schwarzes Hemd zu schwarzroter Klunkerette – gleicht einer Audienz, denn ihr Haus und ihr Garten sind sowohl historisch bedeutendes als auch privates Refugium. Im Jahr 1907 hatte der junge Autor und spätere Literaturnobelpreisträger das Haus für sich und die Seinen gebaut und den ersten Garten angelegt. Heute bewohnt Familie Eberwein Hesses Immobilie. Die Farben sind nicht überliefert, aber die Hausbesitzerin ist überzeugt, dass die Schindeln passend zu den grauen Fensterläubungen in diesem ganz besonderen Bodenseegrün gehalten waren.

Hesse liebte den abgeschiedenen Winkel am Untersee nahe der Schweizer Grenze und das „ganz kleine schöne Dörflein“, in das er 1904 mit seiner Frau Mia gezogen war: kein fließendes Wasser, kein Geschäft, keine Eisenbahn, dafür „famoses Obst, brave Leute und schönes Vieh“. Sie wohnten beim Bauern zur Miete, und die Gaienhofener wunderten sich über den hageren „Fulenzler“, wie Eva Eberwein sagt, der mit Schlapphut und nackten Waden offenbar beschäftigungslos herumstrich. Der einsetzende Erfolg seiner Bücher erlaubte dem Paar, ein ländliches, komfortables Haus auf dem Hügel außerhalb des Dorfes zwischen Weinbergen und Obstwiesen mit freiem Blick auf den Bodensee zu bauen. Acht Zimmer, Erker, Wasserleitung und Badofen lagen unter einem schön gefalteten Dach; Reform- statt Gründerzeitstil, pastorales Idyll, aber man entfernte sich doch bewusst von den braven Leuten und dem schönen Vieh im Dorf. Hermann Hesse zog einen Zaun und pflanzte eine Hainbuchenhecke. Hier wollten er und Mia ihre Kinder „im Schatten großer Bäume aufziehen“, aber es wurde nichts daraus. Das nixengrüne Haus, der prangende Garten, drei goldige Söhne, Mia am Klavier, Musik aus dem Nebenzimmer – Hesse hätte eigentlich glücklich sein sollen, aber zu seinem Erstauen war er es nicht. Er konnte nur schreiben, wenn er allein war. „Ich arbeite, ich kann nicht sprechen. Man spricht zu viel, immer“, sagt der Künstler in „Klingens letzter Sommer“. Im Jahr 1923 wurde die Ehe geschieden. Hermann Hesse zog ins Tessin.

Unter dem Sand liegt die Literatur

Es ist mehr als nur das Klima, was am Bodensee das Pflanzliche gedeihen lässt. Eine Reise durch Gärten, in denen Karotten mit Terroir wachsen und Häuser nach ihren wahren Besitzern fahnden.

Von Elsemarie Maletzke



Mal aufgeräumt, mal üppig bepflanzt, als gelte es, einen Dschungel anzulegen: Schloss Arenenberg (oben), Hermann-Hesse-Haus mit Garten in Gaienhofen (großes Bild) und Stiegeler Park (kleine Bilder).

Fotos Gerd Krauskopf

Der alte Birnbaum neben dem Haus, der ihre Küchenfenster beschattete, grünt noch; seine Krone wurde mit Stahlseilen gesichert; die Hecke ist gewaltig in die Höhe geschossen, und alles steht unter Denkmalschutz. Das ist Eva Eberwein zu verdanken. Sie stammt aus Krefeld, aber Gaienhofen war ihr lieb und vertraut, weil sie dort schon als Kind ihre Tante in den Sommerferien besucht hatte. Die Großeltern kannten die Familie Hesse. Eine Zeitungsmeldung brachte die Unternehmensberaterin 2003 zurück an den Bodensee: Das Hesse-Haus sollte abgerissen, das Gelände mit vier Doppelhaushälften überbaut werden.

Sie besichtigte das Objekt, „ganz unverbindlich“. Der Garten war ein Dickicht, das Haus rosa und eitergelb gestrichen. Von außen habe es noch recht passabel gewirkt, aber sie war froh, dass es ihr schon beim Schritt über die Schwelle ans Herz gewachsen war, denn die Wüstenei im Innern ließ sie fast zurückschrecken. Da weder die Gemeinde noch das Land Anstalten machten, das Haus zu schützen, kauften es die Eberweins und begannen mit der Restaurierung. Sie stocherten im Gestrüpp nach alten Brunnen- und Beeteinfassungen und legten den zentralen Gartenweg frei, den Hesse mit den Büchern befestigt hatte, die ihm Verlage zur Besprechung geschickt hatten. „Beachten Sie, wie schön fest dieser Weg ist“, schrieb der Dichtergärtner an einen Freund. „Er hat unter dem Sand ein gutes Bett, aber nicht von Steinen, sondern dort unten liegt hübsch geschichtet die ganze deutsche Literatur von heute.“

Hinter dem Haus pflanzte er Schönes und Nützliches. Frau Eberwein, die krachende Farben liebt, baut hier wieder Gemüse, Kräuter, Beerensträucher und Blumen an: Mohn, Schwertlilien, Kapuzinerkresse, Phlox, Nachtviolen und Goldlack. Überall in der Nachbarschaft, wo ein Garten aufgegeben wird, ist sie mit Schippe und Beutesack zur Stelle, um alte Sorten der Neuanpflanzung auf ihrer Scholle zuzuführen, darunter eine Centifolia-Rose und einen robusten Weinstock der Sorte Americano mit schwarzblauen Trauben.

Vor dem Eintritt ins Haus müssen Plastikfüßlinge über die Schuhe gestreift werden, denn Frau Eberwein hat Besseres zu tun, als den Kies wieder hinauszufegen. Und dann sind das natürlich auch sehr kostbare alte Dielen, auf denen man herumknaht. Der Dichter teilt sein Studierzimmer mit der neuen Familie. Museale Möbel stehen neben privaten; ihre Bücher zwischen seinen im Regal. Auch der grüne Kachelofen, der mehrfach explodierte –, „der Kerl heizte zwar gut, aber bei etwas föhnigem Wetter braute er Gase, die er nicht wieder loswerden konnte“ – wird wieder angefacht. Nur der große Schreibtisch mit der Ausziehplatte, den Hesse nach seinen Maßen schreiben ließ und dessen Spuren die Hausherrin auf den Dielen deduzierte, fehlt. Er steht ein paar hundert Meter weiter im Hesse-Museum, der ersten Adresse des Dichters in Gaienhofen.

Neugierige Bewunderer und andere Eindringlinge verabscheute der Mann zeit seines Lebens. Eva Eberwein hingegen öffnet ihnen zweimal im Monat die Gartenpforte. „Hier lebt es sich hervorragend“, sagt sie. „Es ist noch immer ein Familienhaus.“

Dass ein Haus, wie hinfällig auch immer, das Herz eines Menschen betört, der, wie unverbindlich auch immer, über seine Schwelle tritt, versteht Christoph Mijnsen nur zu gut, denn den Schweizer Audio-

techniker traf es selbst „wie ein Blitz“, als er 1997 Schloss Wartegg bei Rorschach besichtigte. Da lagen hinter dem Sandsteingemäuer mit dem viereckigen Turm und den Treppengiebeln schon ein paar Jahrhunderte Glanz und drei Jahrzehnte Niedergang. Hier hatte die Kaiserin Zita, eine geborene Bourbon-Parma und Frau des letzten österreichischen Monarchen, Karl I., ihre Kindheit und nach der Ausweisung der Royals 1919 zwei Monate im Exil verbracht. Alte Fotos zeigen das Kaiserpaar in Begleitung eines britischen Offiziers beim Spaziergang in der Allee und Karl Ohneland mit Reiserbesen beim Schneekehren.

Als Christoph Mijnsen eintrat, gab es nur noch Schwamm und Schimmel, Treppen ohne Geländer und abgestürzte Waschbecken. Doch „das Haus fühlte sich frei an“, sagt Mijnsen. Möglicherweise hatte es mitbekommen, dass im Park fünf Mehrfamilienhäuser gebaut werden sollten, und nur auf diesen schmalen, grauhaarigen Herrn als seinen Retter gelauret, der zwölf Millionen Franken in die Ruine investieren sollte. Wer kennt sich schon mit dem Innenleben alter Immobilien aus? Wollen sie irgendwann in Ruhe sterben? Oder ziehen sie ein würdevolles und geschmackloses Lifting vor? Mijnsen hatte offenbar das richtige Händchen. Schloss Wartegg fühlt sich heute ganz zufrieden an in seiner Rolle als helles, behagliches Biohotel mit einem erneuerten neobarocken Treppenhause und hohen Fenstern, durch die große Linden und Kastanien hereinschauen.

Ein guter Ort ist auch der dreitausend Quadratmeter große Garten vor dem Schloss, den kein Zaun von dem öffentlichen englischen Landschaftspark trennt, der ihn umgibt. Hier zieht Gärtner Matthias Thalmann, ein langer Schlaks mit grauen Locken, nach Demeter-Regeln „Blumen, die das Herz erfreuen, und Gemüse, das uns Kraft gibt“. Zwischen Artischocken, Salbei, griechischem Bergkräuterte und „Karotten mit Terroir“ üppen Strauchpflanzungen, die das Herz des Gärtners besonders erfreuen. Als „Vierzehn“ steht ein Salat aus ebenso vielen verschiedenen Blättern in Sesamvinagrette auf der Karte. Vor dem Abendessen sieht man im Garten und auf der Wiese einen Koch mit Korb, der die Zutaten sammelt.

Adolf Röösl, Besitzer einer Gartenbaufirma in Zürich, brauchte etwas länger, bis ihm sein Haus zufiel. In den siebziger Jahren war er über Land gefahren, hatte nach antiken Möbeln, Orgeln und Kachelöfen gefahndet. Im kleinen Dorf Berg stand er in einem verwilderten Garten vor dem angeammelten Renaissance-schloss Großer Hahnberg, dessen Treppenturm gerade von Efeu erdrosselt wurde, und sagte sich: Dort würde ich lieber nicht wohnen. Zwanzig Jahre später kaufte er den Großen Hahnberg. Die zwischenzeitliche Nutzung als Heim für verhaltensauffällige Jugendliche hatte nichts zur Erhaltung der Bausubstanz beigetragen. „Am Ende brannte das Dach“, sagt Adolf Röösl, ein großer Herr mit weißen Haaren und blauem Pullover zu blauen Augen. Er ließ sich provisorisch im Schloss nieder, um zu erspüren, was der Große Hahnberg von ihm wollte. Kein Wunder: Er wollte bewahrt und bewohnt werden, und natürlich braucht ein Mensch, der Kunstgeschichte und Gesang studiert und viele schöne alte Sachen gesammelt hat, darunter einen barocken Brunnen und eine Decke aus einem Schweizer Patrizierhaus, einen Ort, an

Fortsetzung auf der folgenden Seite

SOMMER ZU JEDER JAHRESZEIT

14 Tage
Karibik oder Südostasien
ab 999 €* p.P.

Buchen Sie jetzt:
Reisebüro • AIDA Kundencenter
+49 (0) 381/20 27 07 07 •
www.aida.de

* AIDA VARIO Preis pro Person bei 2er-Belegung (Innenkabine), limitiertes Kontingent
Gilt für die Routen „Karibische Inseln 1“ mit AIDAdiva, „Karibik & Mittelamerika 1“ mit AIDAmara, „Karibik & Mexiko 1“ mit AIDAAluna und „Thailand, Malaysia & Singapur 1“ mit AIDAAbella.

Es gelten die allgemeinen Reisebedingungen, Hinweise und Informationen des aktuellen AIDA Katalogs „September 2017 bis Oktober 2018“.

AIDA Cruises • German Branch of Costa Crociere S.p.A. • Am Strande 3 d • 18055 Rostock



Die zappeligen Affen in unseren Köpfen

Das Waldkloster Wat Tam Wua in Thailand lockt Touristen mit der Aussicht auf Einsicht. Aber nicht alle finden ihr inneres Gleichgewicht.

Von Anna Gyapjas

Als mich der Bus ausspuckt, dämert mir, dass Wat Tam Wua möglicherweise gar nicht das Einsiedlerdomizil ist, das ich mir ausgemalt habe. Zum einen wäre da ein werbetafelhohes Schild mit Holzdach. „Wat Tam Wua welcomes you to practice Vipassana“, verkündet es geradezu großbetriebl. Zum anderen geht links davon der Weg zum Waldkloster ab, Fahnenstangen mit rot-weiß-blauen Tüchern säumen die zweispurige Betonstraße.

Nach anderthalb Kilometern Marsch zu Füßen majestätischer Berge schälen sich weitläufige, mit Kacheln ausgelegte Hallen ohne Wände aus dem Dunkel. Zunächst scheint alles verlassen auf dem Klostergelände, dann entdecke ich weißgekleidete Gestalten zwischen den Unterständen. Sechs Dutzend weitere von ihnen sitzen in der Dhamma Hall, der Haupthalle von Wat Tam Wua. Niemand rührt sich, alle schweigen, nur die Ventilatoren surren vor sich hin. Als schließlich die Lichter angehen, stimmt die Gruppe einen buddhistischen Choral an.

Kurz vor acht Uhr erheben sich die barfüßigen Meditationsschüler. Selig lächelnd nehmen sie ihre Gesangsbücher, Sitzkissen und Yogaklötze und türmen sie am Ende der Halle auf. Eine feingliedrige, modisch gekleidete Frau löst sich aus der Gruppe und eilt mir entgegen. Miss Sue verortet die Abläufe im Wat und das Verhergehen der ausländischen Gäste. Dafür hat sie eigens ihr Berufsleben in Bangkok aufgegeben. Wat Tam Wua ist neben seinem lockeren Regelwerk dafür bekannt, dass Tempeltouristen so anreisen können, wie es ihnen passt. Aber Miss Sue ist acht Uhr zu spät.

Mit strenger Miene notiert sie meinen Namen und die Passnummer, das Geklimper silberner Armreifen begleitet ihre energischen Bewegungen. Dreimal zwei Stunden Meditation, eine Stunde Nützlichkeit, das letzte Mahl zur Mittagszeit: Während wir zu einem der Gemeinschaftshäuser hasten, gibt Miss Sue einen Schnellkurs in Sachen Tempelalltag. Im Frauenschlafsaal angekommen, drückt sie mir eine dünne Baumwollmatte, Bettdecke und ein Kopfkissen in die Hände. „At six thirty we meet for rice offering“, mahnt sie an, dann verlässt sie die Hütte. Außer mir ist niemand im Saal. Ich schlage mein Lager auf, stelle den Wecker und knipse das Licht aus. Noch empfinde ich die harten Holzdielen als angenehm. Aus dem Bad höre ich die Geckos gackern. Ich werde die Nacht nicht durchschlafen. Keine meiner neun Nächte in Wat Tam Wua. Der Schlafmangel fällt aber kaum ins Gewicht: Die Tage atmen tief und gleichmäßig den Geist der Gegenwart. Sie beginnen für uns Laien wie für die Mönche des Tempels mit dem Morgengrauen.

Über dem Schulterchluss zweier Berge blitzt der Morgenstern herüber, als ich mich am nächsten Tag auf den Weg zur Dhamma Hall mache. Dort händigt



Jetzt bloß nicht ablenken lassen: Meditation gehört zum Tempelalltag, aber auch Kartoffelschälen und Putzen. Foto: curlsandcoconuts.com

Miss Sue schon geschäftig Blechschüsseln aus. Dann weist sie uns an, auf dem Boden Platz zu nehmen, schon schneppert ein Gong, der Morgengruß. Sein Klang scheucht die letzten Nachzügler auf ihre Plätze, viele tragen noch Fleecejacken und Strickmützen über ihren weißen Gewändern. Als fünf Männer in ziegelroten Roben an der Schwelle zur Haupthalle erscheinen, breitet sich erwartungsvolles Schweigen aus.

Wortlos schreiten die fünf Mönche an den Anwesenden vorbei. Wir wiederum schaukeln jedem der Mönche etwas Reis in seine Almosenschale, einem basketballgroßen Gefäß aus Metall. Üblicherweise speist die buddhistische Bevölkerung die Repräsentanten des Dhamma – der

al, „Good morning!“ Dann macht der Abt noch mal die Runde. Hier und da hält er einen Plausch, einige Teilnehmer aus Japan begrüßt er mit einem heiteren „a-riga-to-u“. Plötzlich bleibt er stehen. „Superman, where are you?“, ruft er, woraufhin ein Russe mit raschelnden Haaren seine Rechte hebt und alle lachen. Bis zu meiner Abfahrt werden der Mönch und sein Schüler den Sketch noch etliche Male aufführen. Worauf Abt Luangta damit anspricht, wissen wohl nur die wenigsten. Aber das gehört zum Vorsteher wie sein Lächeln, das nie aus seinem runden Gesicht weicht.

Auch wenn er eine gewisse Ähnlichkeit mit der Buddha-Statue hat, die hinter ihm thront, kommt man in Wat Tam Wua nicht weit mit seinen Klischees. Ajahn Luangta Ordensbrüder blicken ob ihrer Versunkenheit meist finster drein und bleiben unnahbar. Und dass es den typischen Wattouristen gar nicht gibt, zeigt sich schon in der Schlange zum Frühstücksbuffet. Dort warten Jung und Alt, Menschen aus westlichen Ländern wie aus asiatischen, Männer und Frauen. Vor mir steht ein junger Brillenträger, unter dem Halsausschnitt seines Shirts steht „mindfulness“, Achtsamkeit. Er könnte Kunststudent sein, aber auch angehender Unternehmensberater.

Fragen werde ich ihn nicht, denn er hat sich – wie auch ich – ein „silent and happy“-Schild angeheftet. Ich bin auf Ruhe aus, möchte Zweifel loswerden und in dieses innere Gleichgewicht finden, von dem daheim in Lifestyle-Deutschland so oft die Rede ist. Der freiwillige Sprechentzug führt trotzdem nicht in die komplette Beziehungslosigkeit: Wenn ich im Garten den anderen über den Weg laufe, tauschen wir ein Lächeln aus. Wenn es an die Gemeinschaftsarbeit geht, kehre ich das welke Laub besonders ordentlich zusammen, den Tempelgast, der es weg-schafft, wird es freuen. Und bei den Mahlzeiten beobachte ich immer wieder Schweigewillige, die pärchenweise bei-

sammensitzen und Zettel austauschen. Angesichts der täglich wechselnden, vegetarischen Reisgerichte könnte man ohnehin fast vergessen, dass man in einem Kloster ist. Es gibt Tofu mit Kohl, Kürbis mit Kartoffeln, Aubergine in Kokosmilch. Während wir nach dem Frühstück unser Geschirr abwaschen, geht hinter den Bergen die Sonne auf. Was sie alles erleuchtet, lenkt mich kurze Zeit später von meiner ersten Vipassana-Übung ab.

Bei der morgendlichen „walking meditation“ folgen wir den Mönchen, den Kopf gesenkt und im Abstand von drei Metern, bis an den Rand des Geländes. Der Morgennebel steht dann meist noch an den Berghängen. Mit der rauen Schönheit des Dschungels weitete die Idylle des Tempelgartens: Karpenteich, pinkfarbene blühende Sträucher und Schilder mit Aufschriften wie „Seize the day“ – zu Deutsch: „Nutze den Tag“. Hin und wieder läuft ein Hahn durchs Bild, sein Gefieder glänzt in den Farben von Bernstein und Onyx. Vergessen ist die Meditation, im Handumdrehen sind die Handys ge-zückt. Zu schön ist dieses Tal, zu paradiesisch – bis man die Einheimischen erblickt. Während wir Freizeitempler uns im achtsamen Gehen üben, bewirtschaften sie mit schwerem Gerät den Garten.

Das Meditieren klappt natürlich auch später nicht auf Anhieb. Weder, als wir mittags im Schatten der Bäume am Berghang entlangwandeln, geschweige denn bei der Übung, die wir im Liegen absolvieren. Zuverlässig stottert dann ein Schnarchen durch die Hitze. Dass das kein Grund zur Sorge ist, lerne ich in den Meditationsklassen. Dreimal täglich versammeln wir uns dazu in der Dhamma Hall, Männer sitzen in den vorderen Reihen, die Frauen dahinter, damit ihre Präsenz nicht die Sinne der Mönche verwirrt. Die Zusammenkünfte beginnen mit einer Lektion, die mal der Abt selbst hält, mal sein Hilfsmönch. „Vipassana-Meditation“, beginnt Ajahn Luangta am Nachmittag, „mindert das Leid, das die menschliche

Existenz darstellt.“ Moment mal! Mein Leben, ein Leidensweg?

Nach anfänglichen Zweifeln kann ich dem Abt folgen. Leiden, das bedeute für ihn, sich immer wieder auszumalen, was seinem erwachsenen Sohn alles zustößen könnte. Selbst ein Mönch sei nicht gefeit gegen den „monkey mind“, den Geist, der wie ein Affe von Idee zu Idee springt und sich nur zu gern von der Umgebung ablenken lässt. Mit einer Stimme, die Achterbahn fährt, erklärt Ajahn Luangta, was den Menschen unglücklich macht: sein Vorstellungsvermögen, seine Sinneseindrücke, Gedanken und Gefühle. Mit Vipassana könnten wir das Leid des rastlosen Geistes hinter uns lassen – indem wir atmen und beobachten. Dadurch soll unsere ichbezogene Perspektive einer diesseitsbezogenen Einsicht weichen. Denn nur in der Gegenwart könnten wir erkennen, dass alles vergänglich ist.

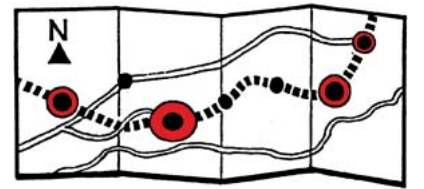
Das Wort Vipassana lässt sich mit „Einsicht“ übersetzen. Aber so vielversprechend diese Sicht der Dinge auch ist, geschenkt wird sie einem nicht. Mit der Meditation ist es wie mit dem Muskelaufbau: kein Wachstum ohne regelmäßige Wiederholung. Beim Gehen, Kartoffelschälen, selbst beim Toilettenputzen in Wat Tam Wua übe ich mich darin, den Affen im Kopf zu beruhigen und den Einflüssen meiner Umwelt mit friedlichem Gleichmut zu begegnen. Auf die Probe gestellt werde ich schon am zweiten Tag.

Die nachmittägliche Vipassana-Sitzung ist vorbei, ich schlendere zurück zu meiner Hütte. Im Garten trocknen Flickenteppiche auf Wäscheleinen, ein lauer Wind bringt sie zum Tanzen, und beseelt beschleibe ich, mich bis zur Putzstunde noch im Atembeobachten zu üben. Plötzlich scheidet eine kräftige Stimme durch die Siesta-Stimmung. Die dazugehörige Frau steht in Slip und Shirt in meinem Schlafsaal. Sie fragt nach meinem Namen, ich zeige auf mein Schweigeschildchen, entschuldigendes Lächeln. Meine neue Zimmergenossin versteht, wendet sich ab und schreit irgendwas auf Schwedisch durch die mit Moskitonetz bespannten Fenster. Irritiert lasse ich mich auf meiner Matte nieder, besinne mich auf mein Postmeditationshock – es antwortet eine Männerstimme aus dem Schlafsaal unter uns. Ich schließe die Augen, atme ein, atme aus – das Zwieschrei geht weiter. Ob sie ein wenig leiser sein könnte? „Ich unterhalte mich“, keift die Schwedin zurück. „Außerdem darfst du gar nichts sagen, also sei leise.“ Und damit ist mein „monkey mind“ plötzlich hellwach. Er springt in die Tiefe meines Gemüts, greift sich meine Empörung, schwingt rüber zum Groll, hangelt sich in halbscherischem Tempo von „Ist das Ihr Ernst?“ zu diversen Beleidigungsoptionen und verschafft schließlich auf einem Ast der Fassungslosigkeit.

Die Begegnung beschäftigt mich noch Stunden später, auch dann noch, als ich in friedlicher Runde aus Küchenabfällen Fischfutter zubereite. Schweigend schnip-peln wir Gemüsereste klein, dann bringen wir sie zum Karpenteich. Alles, was ich höre, ist das Geschwätz des Affen in meinem Kopf. Es verstummt erst bei der Abendmeditation. Der Hilfsmönch stimmt ein Lied an, seiner sanften Stimme folgen bald die der Tempeltouristen. Eine Dreiviertelstunde lese ich aus einem buddhistischen Gesangbuch fremde Buchstabenfolgen ab und versuche gleichzeitig, die Melodie des Mönchs zu intonieren. Ich habe keine Ahnung, was ich da singe. Aber mein Geist ruht endlich.

Informationen: Das Waldkloster erreicht man von den Städten Chiang Mai bzw. Mae Hong Son aus. Wer mit Bus anreist, nennt dem Fahrer als Ziel Wat Tam Wua im Dorf Baan Mae Suya. Nach Ausstieg folgt ein Fußweg von zwei Kilometern. Eine Anmeldung ist nicht nötig, eine Ankunft vor 17 Uhr erwünscht. Ebenso eine Spende: das Kloster erhebt keine Gebühren für seine Gäste. Weitere hilfreiche Infos unter: www.facebook.com/FriendsOfWatTamWua und wattamwua.com.

Wegweiser



Das alte TWA-Terminal am New Yorker Flughafen JFK stand seit 2001 nach der Pleite der Airline leer. Bald kommt Leben in das unter Denkmalschutz stehende Architektur-Juwel: Es wird aufwendig umgebaut – und Teil eines Hotels mit 505 Zimmern, das 2019 öffnet. Das Terminal wird dann zur Lobby mit Restaurants und Bars, von denen man einen Blick auf die alten mechanischen Anzeigetafeln für startende und landende Flugzeuge hat. Auch Teppiche und Sofas im Terminal bleiben so Chilrot, wie sie der finnische Architekt Eero Saarinen entworfen hat. Das Gebäude mit seinen riesigen Fensterwänden war im Jahr 2002 auch Schauplatz der erfolgreichen Gaunerkomödie „Catch Me If You Can“ mit Tom Hanks und Leonardo DiCaprio.

Der bizarre Streit um einen Hotelnamen auf Sylt ist beigelegt: Severins Resort und Spa in Keitum darf weiter so heißen. Die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde St. Severin und das Hotel hatten rund drei Jahre um eine mögliche Namensrechtsverletzung gestritten, zuletzt hatte das Oberlandesgericht Schleswig der Pastorin recht gegeben. Nun haben sie und ihr Arbeitgeber nach ausführlichen Gesprächen auf die Durchsetzung ihres Rechtsanspruchs verzichtet, der Hotelbetreiber zog seinerseits eine Beschwerde beim Bundesgerichtshof zurück. tdt.

Das Hotel Burj al Arab bekommt eine neue Nachbarschaft: Links und rechts werden zwei Inseln aufgeschüttet. Auf der einen entsteht ein Luxushotel, auf der anderen ein Vergnügungspark mit riesigen Wasserrutschen. Marsa al Arab kostet umgerechnet 1,5 Milliarden Euro und soll 2020 zur Weltausstellung Expo öffnen, damit wachsen auch die Strände des Emirates um 2,2 Kilometer. tdt.

Im Raucherparadies Tschechien verschwindet der blaue Dunst aus den Gaststätten: Nun herrscht ein Rauchverbot in allen Lokalen. Wer dennoch Tabak entzündet, dem droht ein Bußgeld in Höhe von bis zu 200 Euro. Auch Wirte, die den Griff zum Glimmstengel nicht verwerfen, müssen mit einer Geldstrafe von bis zu 1900 Euro rechnen – aber erst ab September. tdt.

Für eine Bettensteuer in Frankfurt am Main ist der Weg frei: Hessens größte Stadt wird als erste Kommune des Bundeslandes als Touristenort anerkannt – sie hat das entsprechende Verfahren erfolgreich hinter sich gebracht. Seit Anfang des Jahres können nicht nur Kurorte eine Bettensteuer erheben, sondern auch alle anderen Kommunen – vorausgesetzt, sie werden als Kur-, Erholungs- oder Tourismusort anerkannt und führen die Gelder zweckgebunden ab. 2016 buchte die Mainmetropole das siebte Rekordjahr in Folge: 5,2 Millionen Touristen übernachteten, 8,8 Millionen Mal. Vier Millionen Nächte gingen dabei auf das Konto der 2,3 Millionen Besucher aus dem Ausland. tdt.

Hotelboom in Ra's al-Chaima: Das Emirat, das derzeit mit rund fünftausend Zimmern in 22 Hotels wirbt, will bis 2020 knapp 4500 weitere Nachtquartiere bauen. Die meisten entstehen auf dem Archipel Al Marjan, wo – bis 2025 – 16 neue Hotels hochgezogen werden. 2016 zählte das Emirat aus Deutschland rund neunzigtausend Reisende. tdt.

Fortsetzung von der vorigen Seite

Eine Reise zu Gärtnern und durch Gärten rund um den Bodensee

dem er sie täglich betrachten, berühren und anbeten kann.

Und wie sah der Garten aus, Herr Röösl? Natürlich furchtbar. Die Eibenhecken hatten die Abwesenheit der Schere genutzt und waren auf viereinhalb Meter Höhe gewachsen. Aber die Strukturen des barocken Parterres mit dem Springbrunnen in der Mitte und den von Buchs eingezirkelten Rasenflächen waren noch erkennbar und werden seither adäquat geschnitten. Außerhalb des strengen Gevierts wallt und wogt der achtausend Quadratmeter große Garten umso enthemmt. Ein Taschentuchbaum – in der Schweiz ein Nastüchlibaum – lässt seine weißen Blüten vor dem flammenden Rot eines Azaleengebüschs flattern. Rhododendren in Rosa, Rot und Aprikosenfarben spiegeln sich als schwimmende bunte Wolken im Teich, und sechshundert Rosenstöcke warten auf Adolf Röösl, den Mann ihres Vertrauens, um ihn mit Duft und Schönheit zu beglücken.

Dass er am richtigen Ort und im passenden Haus lebt, hat Georg Maier schon immer gewusst, denn der Bauernhof mit der Glocke auf dem Dach gehört seit vielen Generationen seiner Familie. Es ist die ehemalige, 1832 säkularisierte St. Michaels und St. Mauritius Kirche auf dem Käppeleberg im Dorf Schienen, sechshundert Meter über dem See. Ihre Ursprünge reichen bis in ins neunte Jahr-

hundert zurück. Davor soll es ein keltischer Kultort gewesen sein. Georg Maierers Leben spielt sich auf spirituell gefestigtem Gelände ab, und dies ist vielleicht der Grund für die fröhliche Zuversicht eines frühen Christenmenschen, die ihn umgibt.

So auch das Haus. Alles darin, darunter und dahinter ist klein und wird doch gern geteilt. Als das Kirchenschiff 1832 zum Wohnhaus umgebaut wurde, verschwand zwar der Altar, aber sein Standort ist auf einem Plan festgehalten: im Hausflur zwischen der Treppe und einem zugemauerten romanischen Chorbogen. Jeder Gast darf seine Empfänglichkeit für das an dieser Stelle waltende Kraftfeld testen. Dafür liegen auf dem Garderobenschrank zwei L-förmige Kupferstäbe, die man locker in den Fäusten haltend vor sich her durch den Flur trägt und die, während eine unvermutete Wärme durch die Sohlen steigt, am Fuß der Treppe ziemlich zuverlässig überkreuz geraten.

Im Keller darunter liegt eine winzige Krypta, deren niedrige Decke von einer kurzen dicken Holzsäule gestemmt wird. Der Schreiner Georg Maier hat die Zelle mit alten Kirchenbänken und einem Kruzifix ausgestattet und die Mauern mit Sonne, Mond und Sternen bemalt. Morgens um sechs schließt er die Tür zur Straße auf und lässt sie den ganzen Tag offen für Rastende, die innere Einkehr halten wollen. Wer sich traut, drückt die Fernbedie-

nung und weckt damit die schwebenden Klänge eines gregorianischen Chors.

Ein klösterlicher Eindruck waltet auch hinter dem Haus in einem von Buchshecken gevierteilten Hortus, einer von Beerenträuchern und Rebstöcken gerahmten Sonnenfalle. Alle fünfundfünfzig Kräuter sind auf Holztafeln beschriftet – Meerrettich, Guter Heinrich, Baldrian, Herzgespann, Schöllkraut, Minze, Thymian – und jeder Markierungsspieß ist von einem Engländer gekrönt. Der Pfad ist so schmal, dass nur ein Paar Füße darauf passt, aber auch hier sind Gäste eingeladen, sich eine Nase voll Duft und ein paar freundliche Gedanken abzuholen.

Es ist offenbar mehr als Klima und gärtnerisches Geschick, was am Bodensee das Pflanzliche gedeihen lässt. Auch die Summe der guten Energien, das flüssige Element, der hohe Himmel und der weite Blick tragen zu den gemäßigten Breiten bei. Manche möchten gar nicht mehr fort, wie der Staatsmann und Dichter de Chateaubriand, wenn auch nicht gerade aus Spaß an der Gartenlust. Ende des achtzehnten Jahrhunderts wandelten er und seine Seelenfreundin Madame Récamier am Schweizer Ufer bei Schloss Arenenberg. Meine teure Juliette, sprach Monsieur, „ich will nicht sterben, ich will nur in Ihnen vergehen, wie die gundelgrünen Wellen zu Ihren Füßen“. So steht es verbürgt in seinen Memoiren, nur sagte er natürlich nicht „gundelgrün“, sondern etwas Zierliches auf Französisch.

Nur schauen, nicht pflücken

- **Schloss Wartegg**, Von Blarer Weg, CH-9040 Rorschacherberg, Bahnstation Staad, www.wartegg.ch
- **St. Michael u. St. Mauritius Kirche**, Georg Maier, Am Käppeleberg 3, 78337 Öhningen/ Schienen, Tel. 07735/1500, maier61@web.de, Ferienwohnung in der ehemaligen Kirche.
- **Schloss Grosser Hahnberg**, Adolf Röösl, CH-9305 Berg, Sankt Gallen, Tel. 0041/ 714552455
- **Hermann Hesses Garten** und Haus, Hermann-Hesse-Weg 2, 78343 Gaienhofen, www.hermann-hesse-haus.de.

Passend dazu das Buch von Eva Eberwein: „Der Garten von Hermann Hesse“, erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt.

- **Heilpflanzengarten** des Naturheilkundlers Alfred Vogel, der in den fünfziger Jahren begann, Echinacea purpurea aus den Samen zu ziehen, die ihm amerikanische Indianer geschenkt hatten. Bioforce AG, CH-9325 Roggwil, Grünastr. 4, www.erlebnisbesuche.avogel.ch

- **Kloster und Garten St. Georgen**. Das Kloster ist seit fünfthundert Jahren unverändert. Überbordende Blumen- und Kräuterbeete auf zwei Terrassen über dem See, der sich hier zum Rhein beschleunigt. CH-8260 Stein am Rhein, Fischmarkt 3, www.klostersanktgeorgen.ch

- **Seeburgpark Kreuzlingen** an der Uferpromenade. Arboretum mit Mammutbäumen, Taschentuchbaum und einem gewaltigen Thuja. Auf einem Inselchen leben Wollschweine.
- **Stiegeler Park**. Privates Refugium an der Konstanzer „Goldküste“, Villa, Landschaftspark und verwunschene Rabatten; www.stiegeler-park.de

- **Mainau**. Die Insel mit dem Schloss ist ein einziger Park. Eindrucksvolle alte Bäume, exotische Raritäten, Rosarium, jährlich wechselnder Blumenschmuck. Bei dem Angebot „Einmal Mainau-Gärtner sein“ kann man den Profis über die Schulter sehen und seinen selbst bepflanzten Blumenkasten mitnehmen. Preis pro Tag 160 Euro, www.mainau.de

- **Informationen:** Internationale Bodensee Tourismus GmbH, Hafenstraße 6, 78462 Konstanz, www.bodenseegarten.eu

